

14. / 11. 1915

Im Hilfsbureau der Gemeinde.

Der Kampf Wiens hinter der Front.

Man braucht nur, von der Straße aus, im Vorübergehen etwa durch jene Seitentür, die mit dem hellen Streifen: „Zu vermieten“ überklebt ist, in das Haus Peregringasse Nummer zwei zu treten, um aus diesem Viertel der Gutstituierten, aus diesem Bezirk der wohlhabenden vierstöckigen Häuser in die armseligste, notleidende Vorstadt geführt zu werden. Da sitzen sie in dem kahlen, gut geheizten Raum, auf den Sesseln der Wand entlang, die auf der Flucht vor dem Abend hieher gekommen sind. Sie rücken ganz enge zusammen, als wollte einer bei dem anderen Schutz suchen, die abgehärmten müden Frauen, denen es wohl tut, sich überhaupt von der Hitze um das tägliche Brot hier auszuruhen, mit kleinen, schreienden, noch lange nicht erwerbsreifen Kindern im Schoße. Und so wäre eigentlich die ganze Familie hier beisammen, wenn der Vater nicht fehlen würde. Die Unterstützung ersetzt nicht seine Arbeitsentlohnung und so geht es „sehr knapp, mitunter überhaupt nicht zusammen“, die Lebensmittel, Eier, Butter, Mehl und Brennmaterial — alles ist teuer geworden. Und so gehen sie in ihrem Kummer und in ihrer Sorge um das alltägliche Notwendigste des Lebens zu dieser wohlthätigen Hilfsstelle der Gemeinde Wien, die ihnen über die schwersten Zeiten hinwegzuhelfen berufen ist. Hundertundfünfzig Parteien gehen täglich mit neuen Hoffnungen den Weg in die Peregringasse, und entlastet von den schwersten, drückendsten Sorgen verlassen sie das Bureau.

Das Vorzimmer und der Kanzleiraum ist voll gefüllt von Petenten. . . Man liest den Einlauf, Bittschriften, nichts als Bittschriften, ein voluminöses Bündel von Akten, wie man ja jedes an ein Amt gerichtetes Papierstück offiziell nennt. Auch diese auf privatem Papier hilflos unorthographisch stilisierten Hilferufe sind Akten, wurden mit einer Nummer versehen und mit großen Buchstaben der Name des Referenten daraufgeschrieben. Aber diese „Akten“ haben nicht die trocken versteinerte Amtssprache, sie sind keine Relationen, sie sind der Romantel im Einlauf, weil sie so viel von Menschenschicksalen erzählen. Und vor allem: zu viel. Die wenigen relevanten für die Erledigung maßgebenden Mitteilungen sind am Rande mit Bleistift bid angestrichen, und sie sind garniert und umspinnen mit einer für den Funktionär lästigen Schwachhaftigkeit des bedrängten Menschen. . . Die meisten Eingaben beginnen mit dem Ereignis der Geburt, erzählen die Details eines anfangs behaglichen Lebens, das später armelig wurde und durch den Krieg notleidend.

Da ist ein Brief, der von Gymnasial- und Universitätsstudien, von einem Bruder, der einem Minister vorgestellt wurde, von einer Staatsbeamtenstelle, von einer Pension, die zum bescheidensten Lebensunterhalte nicht ausreicht berichtet. Was will er nun eigentlich? Das steht erst ganz am Schluß: einen Sekretärposten. Weiter: Ein Versicherungsagent ist um sein Brot gekommen, ein Diener um seine Stelle, ein Wohlhabender um sein Geld. Und dann blüht mitten in diesen Notklagen, in dieser dunklen Realistik, auch etwas Liebesromantik auf: die Akten über eine Kriegsehe. Der Mann im Felde. . . Aber die Hälfte der Besuche bittet um den Mietzins. Denn das ist ja das Allerschlimmste, nicht zu wissen, ob man in den nächsten Stunden nicht mit den Kindern auf der Straße stehen, ob einem das enge, überdölkerte Zimmer auch noch morgen Schutz bieten wird. Essen, Kleider — man kann es einschränken auf das Minimum des kümmerlichsten Weiterlebens. Aber das Dach über sich kann man nicht entbehren. Oft fehlen nur ein paar Kronen. Für viele jetzt ein Vermögen. Die Hilfsstelle übernimmt die Bezahlung. Oder sie setzt sich mit amtlicher Autorität bei dem Hausbesitzer ein, freilich, auch sie muß bitten, aber nicht flehen, wie eine schutzlos-schwache Frau, sondern mit dem Nachdruck staatlicher Kraft. Da liegen in den Akten die Antworten der Hausbesitzer, schon äußerlich von den Bittgesuchen unterschieden: in der kapitalstärkigeren — geschäftlichen Maschinenschrift. Aber die meisten sind barmherzig — weich geworden, verzichten und warten. Einige freilich bestehen auf ihrem Schein und gegen Härteherzigkeit vermag auch das Amt nichts. Aber es sind nur wenige.

Und dann, nachdem die Akten gesprochen, hört man die Bittsteller selbst. Sie wissen ja nichts über das Schicksal ihrer Briefe, das Amt ist für sie ein geheimnisvoller Betrieb, sie wollen nicht ihre Notschreie, ihre Besuche, an die sich alle ihre Hoffnungen klammern, bloß der Post übergeben und im Unbekannten versinken sehen. Und so sind sie selbst die Ueberbringer ihrer hilfserfordernden Petitionen geworden, gewissermaßen personifizierte Bittschriften, die reden, jammern, pathetisch ihr Unglück schildern, theatralisch agieren, wo der Akt nur referieren kann. Sie kommen selbst. Und ihre armseligen Kleider, ihre traurigen Augen und blassen Wangen, die Kinder, die sie in das Zimmer mitnehmen — sie sind auch wirklich die besten Färsprecher.

Der Diener überbringt dem Referenten einen Zettel, wo bereits die wichtigsten Daten vermerkt sind, und dann betreten sie einzeln das Bureau. Doktor K o r e f ist ein Jurist, und juristisch ist die Art, wie er die Fragen stellt, sofort weitschweifiges Gerede unterbrückt und das Wesentliche als Antwort fordert. Es ist eine Fragelehre aus den Büreaus der Untersuchungsrichter. Und es soll ja auch hier „untersucht“ werden: ein finanzieller Zustand. Und oft sogar ein sehr komplizierter, der aus verworrenen Verhältnissen geklärt werden muß. Und da ist es bewundernswert, wie der finanzielle Befund einer Familie nach wenigen Fragen, nach einigen Sekunden schon aufgedeckt ist. „Beziehen Sie eine Unterstützung? Verdienen Sie selbst? Wieviel? Wodurch? Warum nicht? Ist der Zins im vorigen Monat bezahlt? . . .“ Und das Gesuch ist tatsächlich schon in irgendeiner Art erledigt.

Die Leute und ihre Bitten wiederholen sich. Man blickt in kleine traurige Wohnräume mit kleinen und traurigen Kindern, in diese Familienwohnstätten, wo wohl immer die Not war, jetzt aber auch noch die Einsamkeit gekommen ist, seit abends nicht mehr der Vater heimkehrt, der ja im Felde steht oder im Spital liegt. . . Und da fühlt man, wie diese Stelle Barmherzigkeit abt, wie sie frostkalte Räume wärmt, den Mittagstisch mit Nahrungsmitteln versorgt, und so die ärgste Not abwehrt. Dieses Hilfsbureau steht zwischen Krieg und Frieden. Der Krieg hat es geboren, seine Funktionäre sind nicht an der Grenze und arbeiten dennoch für den Sieg, indem sie für die wirtschaftliche Erhaltung arbeiten. Hinter der Front lindert es das Los der eingekerkerten Soldaten und ihrer Familien, hinter der Front sühnen sie für die wirtschaftlich Schwachen von Wien einen Kampf, der vielleicht nicht weniger schwer ist als der mit Kanonen und Gewehren — den Kampf ums Da-sein um das tägliche Brot.

E. D.